

JEN WILLIAMS

DER *The Ninth Rain*  
NEUNTE  
REGEN





**Der Neunte Regen**  
**The Ninth Rain**  
The Winnowing Flame Buch 1  
von Jen Williams

Aus dem Englischen  
von Claudia Kern & Björn Sülter

Dies ist ein fiktives Werk. Alle in diesem Roman dargestellten Personen, Organisationen und Ereignisse sind entweder ein Produkt der Fantasie des Autors oder werden fiktiv verwendet.

Der Inhalt dieses Buchs/E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtlich Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Die Werke dürfen nicht zum Zweck des Trainings von Künstlicher Intelligenz (KI) oder Modellen des maschinellen Lernens (»KI-Modelle«) verwendet werden, einschließlich, aber nicht beschränkt auf interne, proprietäre oder nicht-kommerzielle Modelle. Jegliche Nutzung der Werke zur Schulung, Feinabstimmung oder Validierung von KI-Modellen, sei es für interne oder externe Zwecke, ist ausdrücklich untersagt.

Die englische Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel »The Ninth Rain« bei HEADLINE PUBLISHING GROUP an Hachette UK Company.

Deutsche Erstausgabe 2026

Copyright der Originalausgabe © 2017 by Jennifer Williams, »The Ninth Rain« erschienen bei HEADLINE PUBLISHING GROUP an Hachette UK Company, Carmelite House, 50 Victoria Embankment, London EC4Y 0DZ

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2026 Ronin Hörverlag:  
Ronin Hörverlag, Heusteg 47,  
91056 Erlangen

Übersetzung: Claudia Kern und Björn Sültner

Covergestaltung: by wayan-design unter Verwendung von Motiven von  
AdobeStock © Martin

Druck & Bindung: OSDW AZYMUT Sp.zo.o. Warszawa, Polen  
E-Book-Konvertierung: 3w+p GmbH  
ISBN: 978-3-98955-120-6 (Printausgabe)  
ISBN: 978-3-98955-593-8 (E-Book)

Für Informationen wende dich an Ronin Hörverlag, Heusteg 47, 91056  
Erlangen  
[www.ronin-hoerverlag.de](http://www.ronin-hoerverlag.de)

*Für Paul  
(den meisten als Wills bekannt)  
Mit Liebe von deiner Schwester*



*Mein lieber Marin, du bittest mich, am Anfang zu beginnen, aber du ahnst nicht, was das bedeutet. Anfänge sind sehr schwer zu definieren, fast so schwer wie wahre Enden. Wo soll ich also beginnen? Wie soll man einen Wandteppich wie diesen auftrennen? Natürlich gab es einen Faden, mit dem alles begann, aber dafür muss ich weit ausholen; über den Beginn deines jungen Lebens hinaus und sogar über den Beginn meines eigenen. Sag nicht, ich hätte dich nicht gewarnt.*

Aus den privaten Briefen von Master Marin de Grazon, von Lady Vincenza »Vintage« de Grazon



# Prolog

*Vor zweihundert Jahren*

»Werden wir Schwierigkeiten bekommen?«

Hestillion griff nach der Hand des Jungen und drückte sie kurz. Er sah mit weit aufgerissenen, feuchten Augen zu ihr hoch – seine Angst war nicht zu übersehen. Es kamen nicht viele Menschen nach Ebora – aber Angst hatten sie alle. Sie schenkte ihm ein Lächeln und ging mit ihm ein wenig schneller den hallenden Korridor entlang. Zu beiden Seiten von ihnen hingen riesige Ölgemälde an den Wänden. Sie waren staubig und grau. Einige hatte man wie Leichen mit Laken bedeckt.

»Natürlich nicht, Louis. Du bist doch bei mir, oder etwa nicht? Ich kann im Palast überall hingehen, wo ich will. Und du bist mein Freund.«

»Ich habe gehört, dass die Leute verrückt werden können, wenn sie ihn nur ansehen.« Er hielt inne, als ob er spürte, dass er etwas Falsches gesagt haben könnte. »Eboraner natürlich nicht. Ich meine andere Menschen, die von außerhalb.«

Hestillion lächelte ihm erneut zu. Dieses Mal war es aufrichtiger. So etwas hatte sie in den Träumen der Delegierten gespürt. Ygseril befand sich im Mittelpunkt ihrer nächtlichen Wanderungen. Meist war er unsichtbar, aber doch immer da. Seine Wurzeln krochen aus allen Ecken hervor. Alle hatten Angst vor ihm, dank der bösen Träume, hervorgerufen von den Geschichten und Gerüchten der letzten Jahrtausende. Hestillion hatte sich versteckt gehalten, während sie ihre Albträume erforscht hatte. Die Menschen hatten nur wenig für die eboranische Kunst des Traumwandelns übrig.

»Es ist wirklich ein erschreckender Anblick, das verspreche ich dir, aber er kann dir nichts anhaben.« In Wahrheit hatte der Junge Ygseril bereits gesehen, zumindest teilweise. Der große Schatten des Baumgottes mit seinen silbrigen Ästen ragte über dem Dach des Palastes auf, und man konnte ihn von der Mauer und sogar von den Ausläufern des Gebirges aus erkennen; so hatte man es ihr zumindest gesagt. Der Junge und sein Vater, der Weinhändler, hätten es kaum übersehen können, als sie in Ebora eingetroffen waren. Sie hätten den Baumgott auf ihrer Reise mit den zähen, kleinen Bergponys bestimmt bemerkt, während der Wein rhythmisch in den Holzfässern schwamm. Auch das hatte Hestillion in ihren Träumen gesehen. »Wir sind da, schau.«

Am Ende des Gangs befand sich eine kunstvoll geschnitzte Doppeltür. Einst waren die in das Holz geätzten Phönixe und Drachen mit Goldfarbe bemalt gewesen. Ihre Augen hatten geleuchtet und jeder Zahn, jede Klaue und jede Kralle war aus Perlmutter gewesen. Doch all das war längst abgeblättert oder abgenutzt, staubig und traurig wie alles andere in Ebora. Hestillion lehnte sich mit ihrem Gewicht gegen eine der Türen, die sich langsam öffnete und sie in einen leichten Staubregen hüllte. Im Inneren befand sich die höhlenartige Halle der Wurzeln. Sie wartete, bis Louis sich orientiert hatte. »Ich ... oh, es ist ...« Er griff nach oben, um seine Mütze abzunehmen, und erinnerte sich dann, dass er sie in seinem Zimmer gelassen hatte. »Lady Hestillion, das ist der größte Ort, an dem ich je gewesen bin!«

Hestillion nickte. Sie zweifelte nicht daran, dass es so war. Die Halle der Wurzeln befand sich in der Mitte des Palastes, der wiederum im Zentrum von Ebora lag. Der Boden unter ihren Füßen bestand aus blassgrünem Marmor, mit Gold geätzt – zumindest hier war es noch nicht abgenutzt –, und

darüber spannte sich die Decke als glitzerndes Gitter aus Kristall und fein gesponnenem Blei, das die schwache Sonne des Tages hereinließ. Aus dem Marmor brach auch Ygseril selbst hervor: uralte graugrüne Rinde, gewellt und verdreht, ein verschlungenes Gewirr aus Wurzeln, die sich in alle Richtungen ausbreiteten, und Äste, die blattlos hoch über sie hinausragten und sich durch das kreisrunde Loch im Dach in die Höhe reckten. Dort glitzerten kleine Stücke des blauen Himmels, als würden sie von den Armen Ygserils in Scherben geschnitten. Die Rinde des Baumstamms war faltig und zerknittert, wie die Haut eines ausgetrockneten Leichnams. Was, wie sie fand, durchaus angemessen war.

»Was denkst du?«, wollte sie wissen. »Was hältst du von unserem Gott?«

Louis presste die Lippen zusammen und suchte offensichtlich nach einer Antwort, die ihr gefallen würde. Hestillion hielt ihre Ungeduld im Zaum. Manchmal hatte sie das Gefühl, sie könnte die stotternden Gedanken aus den Köpfen dieser einfältigen Besucher herausreißen. Die Menschen waren ja so *einfach* gestrickt.

»Er ist sehr schön, Lady Hestillion«, sagte er schließlich. »So etwas habe ich noch nie gesehen, nicht einmal in den tiefsten Rebwäldern. Mein Vater sagt, dass dort die ältesten Bäume von ganz Sarn wachsen.«

»Nun, streng genommen ist er gar kein richtiger Baum.« Hestillion ging mit Louis über den Marmorboden zu der Stelle, an der die Wurzeln begannen. Die Lederstiefel des Jungen gaben seltsame, dumpfe Töne von sich, während ihre Seidenpantoffeln nur ein leises Flüstern vernehmen ließen. »Er ist das Herz, der Beschützer, die Mutter und der Vater von Ebora. Der Baumgott nährt uns mit seinen Wurzeln, er erhebt uns in seinen Zweigen. Als unsere Feinde, die Jure'lia, zuletzt

kamen, fiel der Achte Regen von seinen Ästen und das Wurmvolk wurde aus ganz Sarn vertrieben.« Sie hielt inne, schürzte die Lippen und fügte den Rest nur in Gedanken hinzu: *Und dann starb Ygseril und überließ uns alle dem sicheren Tod.*

»Der Achte Regen, als die letzten Kriegsbestien geboren wurden!« Louis starrte auf den gewaltigen Baumstamm, der sich über ihnen erhob, und ein Lächeln erschien auf seinem rundlichen, aufrichtigen Gesicht. »Die letzte große Schlacht. Mein Vater erzählte, dass die Krieger der Ebora Rüstungen trugen, die so hell waren, dass man sie nicht ansehen konnte. Sie ritten auf den Rücken schneeweisser Greifen und ihre Schwerter loderten wie Feuer. Die große Seuche der Ju-re'lia-Königin und ihres Wurmvolkes wurde zurückgedrängt, und ihre Giganten riss man in Stücke.«

Er hielt inne. Dank seiner Begeisterung für die alten Schlachtengeschichten hatte er sich in ihrer Gegenwart endlich entspannt. »Der Leichenmond macht mir Angst«, beichtete er ihr. »Meine Oma sagt, wenn er dir zuzwinkert, bist du beim nächsten Sonnenuntergang tot.«

*Bäuerlicher Blödsinn*, dachte Hestillion. Der Leichenmond war nur ein weiterer zerstörter Gigant, der wie eine Fliege in Bernstein am Himmel hing. Sie hatten mittlerweile den Rand des Marmors erreicht, der von einem Obsidianring eingefasst war. Dahinter verschlangen sich die Wurzeln, die wie gekrümmte Rücken silbergrüner Seeungeheuer in die Höhe ragten. Als Hestillion die Wurzeln betreten wollte, blieb Louis stehen und zog ihre Hand scharf zurück.

»Das dürfen wir nicht!«

Sie sah in seine großen Augen und lächelte. Dann ließ sie ihr blassgoldenes schimmerndes Haar über eine Schulter fallen

und warf ihm den naheliegendsten Köder zu. »Hast du etwa Angst?«

Der Junge verzog das Gesicht, und gemeinsam stiegen sie auf die Wurzeln. Er stolperte, da seine Stiefel zu steif waren, um sich der Struktur der Rinde anzupassen. Hestillion dagegen erkomm diese Wurzeln schon, seit sie laufen konnte. Vorsichtig führte sie ihn weiter hinein, bis sie sich dem gewaltigen Baumstamm selbst näherten und nichts anderes mehr sehen konnten als eine graugrüne Wand aus Graten und Wirbeln. So nah, wie sie nun waren, wollte man fast glauben, Gesichter in der Rinde zu erkennen; vielleicht waren es die traurigen Gesichter all jener Eboraner, die seit dem Achten Regen gestorben waren. Die dichten Wurzeln unter ihren Füßen schlängelten sich spiralförmig in die Dunkelheit hinab. Hestillion kniete sich hin und schlug ihr Seidengewand zur Seite, um es nicht so sehr zu zerknittern. Sie löste ihren breiten gelben Gürtel von der Taille, wickelte ihn um ihren rechten Arm, bedeckte damit ihren Ärmel und zog das Ende unter der Achsel fest.

»Komm, kne dich neben mich.«

Louis sah nun wieder unsicher aus, und Hestillion konnte nahezu jeden Gedanken auf seinem Gesicht ablesen. Ein Teil von ihm sträubte sich gegen die Vorstellung, vor einem fremden Gott zu knien – selbst vor einem toten. Also schenkte sie ihm ihr sonnigstes Lächeln.

»Nur zum Spaß. Und auch nur für einen Moment.«

Er nickte und kniete sich etwas weniger anmutig neben sie auf die Wurzeln. Er drehte sich zu ihr um, vielleicht um eine Bemerkung über die sonderbar glatte Beschaffenheit des Holzes unter seinen Händen zu machen. Doch Hestillion zog das Messer aus ihrem Gewand und hielt es im gedämpften Licht der Halle in die Höhe. Es war so scharf, dass sie es ihm

nur an die Kehle drücken musste. Sie bezweifelte, dass er die Klinge überhaupt gesehen hatte, so schnell war alles vorbei. Einen Augenblick später war der Junge auf den Rücken gefallen und sein Blut lief dick und rot über seine Finger. Er zitterte und trat unkontrolliert um sich, ein Ausdruck ohnmächtiger Überraschung auf dem Gesicht. Hestillion lehnte sich so weit zurück, wie sie konnte, und blickte zu den entfernten Ästen hinauf.

»Blut für dich!« Sie atmete langsam ein. Das Blut hatte den Gürtel an ihrem Arm durchtränkt und sickerte schnell in die Seide darunter. So viel zum Thema saubere Angelegenheit. »Lebensblut für deine Wurzeln! Ich verspreche dir das und mehr!«

»Hest!«

Der Schrei kam von der anderen Seite des Flurs. Sie drehte sich um und sah die schlanke Gestalt ihres Bruders Tormalin an der halb geöffneten Tür stehen. In der staubigen Dämmerung wirkte sein schwarzes Haar wie Tinte auf einem Blatt Papier. Selbst aus dieser Entfernung konnte sie den Ausdruck der Besorgnis auf seinem Gesicht erkennen.

»Hestillion, was hast du getan?« Er lief auf sie zu. Hestillion sah auf den Körper des Weinhändlerjungen hinunter, dessen Blut sich schwarz von den Wurzeln abzeichnete, und blickte dann hinauf zu den Ästen. Es war keine Antwort zu hören, keine frischen Knospen oder fließenden Säfte zu erkennen. Der Gott war immer noch tot.

»Nichts«, sagte sie verbittert. »Ich habe überhaupt nichts getan.«

»Schwester!« Er hatte den Rand der Wurzeln erreicht, und sie konnte erkennen, wie er versuchte, sein Entsetzen über ihre Tat zu verbergen. Sein Gesicht war ausdruckslos. Das machte

sie nur noch wütender. »Schwester, das ... das haben sie doch schon versucht.«

# Kapitel 1

## *Vor fünfzig Jahren*

Tormalin schulterte seinen Rucksack und rückte den Schwertgürtel zurecht. Er konnte deutlich hören, dass sich von hinten eine Kutsche näherte, begnügte sich für den Moment aber damit, sie und die unvermeidliche Konfrontation, die sie mit sich bringen würde, zu ignorieren. Stattdessen fokussierte er sich auf die verlassene Durchgangsstraße vor ihm und den Leichenmond, der silbern im frühen Nachmittagslicht vom Himmel herabschaute.

Einst war dies eine der prächtigsten Straßen der Stadt gewesen. Fast alle Adligen Eboras hatten hier ein oder zwei Häuser besessen. Die Straße war voller Kutschen und Pferde gewesen, erfüllt von Dienern, die Besorgungen machten, und von Karren, die Waren aus ganz Sarn verkauften. Überall konnte man Eboranerinnen treffen, deren Gesichter von Schleieren verdeckt oder deren Haare – je nach Mode der Woche – zu hoch aufragenden, kunstvollen Formen geflochten waren, oder Eboraner, die in Seide gekleidet erlesene Schwerter bei sich trugen. Nun war die Straße in einem erbärmlichen Zustand, und überall wuchs Unkraut aus dem Stein. Es gab hier keine Menschen mehr. Die wenigen Überlebenden waren in Richtung des zentralen Palastes gezogen. Dafür gab es jedoch Wölfe. Tormalin hatte bereits die Anwesenheit einiger gespürt, die seinen Schritten folgten. Sie hielten sich gerade so außer Sichtweite. Alles, was er sah, war ein Paar gelber Augen, die unheilvoll aus den Schatten einer verfallenen Villa starrten. Unkraut und Wölfe – das war alles, was vom glorreichen Ebora noch übriggeblieben war.

Die Kutsche kam näher, und das scharfe Klackern der Pferde-

hufe durchschnitt schmerhaft laut die Stille. Tormalin seufzte, immer noch entschlossen, nicht hinzusehen. Weit in der Ferne war die blasse Linie der Mauer zu erkennen. Er würde die Nacht im Wachturm verbringen, wenn er sie erreichte. Wann waren die Wachtürme zuletzt besetzt gewesen? Vermutlich würde das im Palast niemand mehr wissen. Die Blutpest war ihre größte Sorge.

Die Kutsche hielt an, und die Tür schwang klappernd auf. Er hörte niemanden aussteigen, aber sie war schon immer äußerst leichtfüßig gewesen.

»Tormalin!«

Er drehte sich schließlich doch um und verzog das Gesicht zu einem Lächeln. »Schwesterherz.«

Sie trug gelbe Seide, bestickt mit schwarzen Drachen. Die Farbe schmeichelte ihr nicht – das Gelb war zu grell für ihr blasses, goldenes Haar und ihre Haut, die an Pergament erinnerte. Dennoch musste er zugeben, dass nichts auf der zerstörten, von Wölfen bevölkerten Straße heller leuchtete als sie.

»Ich kann nicht fassen, dass du das wirklich tun wirst.« Sie huschte zu ihm hinüber, hielt ihre Robe dabei von ihren Sandalen fern und tänzelte anmutig über die Risse im Boden.  
»Ich meine, du hast schon einige dumme, egoistische Dinge getan, aber das?«

Tormalin richtete seinen Blick auf den Kutscher, der peinlich bemüht war, sie nicht anzusehen. Er war ein Mann aus dem Flachland, dessen rötliche Haut von einer breitkrempigen Kappe verdeckt wurde. Er war ein menschlicher Diener, sicherlich einer der wenigen, die es in Ebora noch gab. Einen Moment lang fiel Tormalin auf, wie seltsam er und seine Schwester auf ihn wirken mussten; wie fremdartig. Die Eboraner waren größer als die Menschen, langbeinig, aber an-

mutig, und ihre Haut – welche Farbe sie auch haben mochte – glänzte wie fein gemasertes Holz. Die Menschen sahen im Vergleich dazu fast ... schäbig aus. Und dann waren da natürlich noch die Augen. Die Menschen hatten nie viel für eboranische Augen übriggehabt. Tormalin verzog das Gesicht und wandte seine Aufmerksamkeit wieder seiner Schwester zu.

»Ich spreche schon seit Jahren davon, Hest. Ich habe den letzten Monat damit verbracht, meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, Karten zu sammeln, meine Reise zu organisieren. Bist du wirklich nur aufgetaucht, um ausgerechnet jetzt deine Überraschung zum Ausdruck zu bringen?«

Sie stand vor ihm, einen ganzen Kopf kleiner als er, und funkelte ihn an. Ihre Augen hatten genau wie seine die Farbe von getrocknetem Blut oder altem Wein.

»Du läufst davon«, sagte sie. »Du lässt uns alle zurück, damit wir hier zu Staub zerfallen.«

»Ich werde viel Gutes für Ebora tun«, antwortete er und räusperte sich. »Ich beabsichtige, zu allen großen Orten der Macht zu reisen. Ich werde neue Handelswege eröffnen und von unserer Notlage berichten. Irgendwann wird man uns helfen.«

»Das ist überhaupt nicht das, was du vorhast!« Irgendwo in der Ferne heulte ein Wolf. »Orte der Macht? Eher zum Rumhuren und Saufen in verrufenen Tavernen.« Sie lehnte sich noch näher zu ihm heran. »Du hast gar nicht vor, wiederzukommen.«

»Dank dir haben wir seit Jahrzehnten keinen anständigen Wein mehr im Palast, und was die Hurerei angeht ...« Er bemerkte ihren Gesichtsausdruck und wandte den Blick ab. »Ach. Nun ja. Ich dachte, ich hätte dich letzte Nacht in meinen Träumen wahrgenommen, kleine Schwester. Du

wirst langsam wirklich gut. Ich habe dich nicht gesehen, nicht ein einziges Mal.«

Dieser Versuch der Schmeichelei machte sie nur noch wütender. »In den vergangenen drei Wochen sind die letzten vier Mitglieder des Hohen Rates an Blutpest erkrankt. Lady Rellistin hustet bei jeder Sitzung in ihr Taschentuch, während ihre Haut aufbricht und blutet. Alle anderen, die noch übrig sind, irren im Palast umher und sehen zu, wie wir alle langsam sterben und uns in Nichts auflösen. Dein eigener Cousin Aldasair hat schon vor Monaten aufgehört, mit irgendjemandem zu sprechen, und Ygseril ist ein toter Wächter, der die letzten Jahre von –«

»Und was soll ich dagegen tun?« Mühsam senkte er seine Stimme und sah erneut zum Kutscher hinüber. »Was kann ich tun, Hest? Was kannst du tun? Ich werde nicht hierbleiben und zusehen, wie alle sterben. Ich will nicht mitansehen, wie alles zusammenbricht. Macht mich das zu einem Feigling?« Er hob die Arme und ließ sie dann wieder sinken. »Dann bin ich gerne ein Feigling. Ich will da draußen sein, jenseits der Mauer, und die Welt sehen, bevor mich die Blutpest mitreißt. Ich habe vielleicht noch hundert Jahre zu leben, und ich will sie nicht hier verbringen. Ohne Ygseril –« Er hielt inne und kämpfte gegen eine so starke Welle der Trauer an, dass er sie fast schmecken konnte. »Ohne ihn werden wir verblassen, wir enden schwach, gebrochen und alt.« Er deutete auf die verlassene Straße und die zerstörten Häuser, deren Fenster wie leere Augenhöhlen aussahen. Seine Stimme wurde sanfter. Er wollte sie nicht verletzen, wenn alles ohnehin schon so schwer war. »Was Ebora einst war, Hestillion, existiert nicht mehr. Es ist eine Erinnerung, und sie wird nicht wiederkehren. Unsere Zeit ist vorbei, Hest. Das Alter oder die Blutpest werden uns irgendwann holen.

Also komm mit mir. Es gibt so viel zu sehen, so viele Orte, an denen Menschen leben. Komm einfach mit.«

»Tormalin der Schwurlose«, spuckte sie förmlich aus und trat einen Schritt von ihm weg. »So haben sie dich genannt, weil du ein Faulpelz warst, und ich dachte immer: Wie können sie es wagen, meinen Bruder so zu nennen? Sogar im Scherz. Aber sie hatten recht. Du sorgst dich um nichts anderes als um dich selbst, Schwurloser.«

»Ich sorge mich um dich, Schwester.« Tormalin war plötzlich sehr müde, und er hatte noch einen langen Weg vor sich, um vor Einbruch der Nacht eine Unterkunft zu finden. Er wünschte sich, sie wäre ihm nie hierher gefolgt und dass ihre sture Borniertheit ihnen dieses Gespräch erspart hätte. »Du hast recht. Es ist mir nicht wichtig genug, hierzubleiben und euch alle sterben zu sehen. Ich kann das einfach nicht tun, Hest.« Er räusperte sich und versuchte, das Zittern in seiner Stimme zu verbergen. »Ich kann einfach nicht.«

Ein rauer Wind wehte über die Straße und erfüllte die Stille mit dem kalten Geräusch von trockenem Laub, das über den rissigen Stein kroch. Tormalin wurde plötzlich schwindlig, so als stünde er am Rande eines Abgrunds, einer großen Leere, die ihn zu sich zog. In diesem Moment wandte Hestillion sich von ihm ab und ging zurück zur Kutsche. Sie kletterte hinein und das Letzte, was er von seiner Schwester sah, war ihr zarter weißer Fuß in dem gelben Seidenpantoffel. Der Kutschler trieb die Pferde an, die offensichtlich froh waren, wegzukommen, da sie Wölfe in der Nähe witterten. Vor seinen Augen fuhr die Kutsche in zügigem Tempo davon.

Er sah ihr einen Moment lang nach; das einzige Lebendige in einer toten Landschaft, die silbernen Zweige von Ygseril wie eine zu Eis erstarrte Wolke hinter ihnen.

Und dann ging er.

Tormalin hielt auf der Kuppe eines niedrigen Hügels inne. Er hatte die Ruinen der Stadt längst hinter sich gelassen und war seit etwa einem Tag nur noch durch unwegsames Buschland gereist. Hier und da konnte man Überreste alter Karren erkennen, die wie Schlangenknochen im Staub lagen, oder Hütten, die einst Besuchern von Ebora gedient hatten. Tor war beeindruckt, dass sie überhaupt noch standen, auch wenn ein starker Windstoß sie sicher jeden Moment in Stücke reißen konnte. All das waren Überbleibsel aus der Zeit vor den Aaskriegen, als die Menschen noch freiwillig die lange Reise nach Ebora angetreten hatten. Er war damals kaum mehr als ein Kind gewesen. Mittlerweile hatte sich eine tiefviolette Dämmerung über das Buschland gelegt, und am Rande von Eboras zerstörten Grenzregionen ragte die Mauer vor ihm auf. Ihre weißen Steine strahlten im schwindenden Licht als tristes Lila.

Tor schnaubte. Das war es also. Wenn er erst einmal jenseits der Mauer war, würde er auch nicht zurückkehren. Denn trotz allem, was er Hestillion gegenüber behauptet hatte, war er kein Narr. Ebora selbst war eine Krankheit, und sie alle längst infiziert. Er musste hier weg, solange es noch ein paar Vergnügungen zu erleben gab, bevor er selbst zu demjenigen würde, der sich in einem fein eingerichteten Schlafzimmer langsam zu Tode hustete.

Weit rechts ragte ein Wachturm wie ein Reißzahn aus der Mauer und hob sich scharf und zackig gegen den Schatten des Berges ab. Die Fenster waren alle dunkel, doch es war gerade noch hell genug, um die eingemeißelten Stufen zu erkennen. Hatte er erst ein Dach über dem Kopf, würde er ein Feuer machen und sich für den Abend einrichten. Er stellte sich vor, wie er auf einen Beobachter wirken würde: der einsame Abenteurer, der zu unbekannten Orten aufbricht, sein

sagenumwobenes Schwert in der Scheide – aber bereit, es beim ersten Anzeichen von Gefahr zu ziehen. Er hob sein Kinn und stellte sich die scharfen Züge seines Gesichts vor, die vom unheimlichen Schein des Sichelmondes erhellt wurden. Sein glänzendes schwarzes Haar, das sogar im Zopf glatt und seidig wirkte. Fast wünschte er sich, er könne sich selbst sehen.

Seine Abenteuerlust beflügelte ihn, und während er die Treppe hinaufstieg, spürte er, wie frische Energie durch seinen Körper strömte. Die Tür des Turms wurde von einem Haufen trockener Blätter und anderer Überbleibsel des Waldes halb offen gehalten. Hätte er besser aufgepasst, wäre ihm aufgefallen, dass das Laub vor Kurzem zur Seite geschoben worden und im Turm nicht alles so dunkel war, wie es hätte sein sollen. Doch Tor dachte nur an den Weinschlauch und den in helles Wachs gewickelten Käse in seinem Rucksack. Er hatte sich dieses kleine Festmahl für den Moment aufgespart, wenn er das nächste Mal ein Dach über dem Kopf hätte, und soweit es ihn betraf, war dieser baufällige Turm dafür gut genug.

Er stieg die kreisförmig angeordneten Stufen hinauf zum Turmzimmer. Diese Tür war zwar verschlossen, er konnte sie aber mit dem Ellbogen problemlos aufstoßen und fiel halb hindurch in den runden Raum dahinter.

Bewegung, Scharren und Licht. Er hatte sein Schwert schon halb herausgezogen, als er die schmuddelige Gestalt am hinteren Fenster als Mensch erkannte – es war ein Mann mit dunklen Augen inmitten eines schmutzigen Gesichts. Im Zentrum des Raumes brannte ein kleines, räucherndes Feuer. Die beiden Fenster waren mit zerbrochenen Brettern und Lumpen verdeckt. Nach dem ersten Schreck war er nun

eher verwundert; er hatte nicht erwartet, an diesem Ort auf Menschen zu treffen.

»Was tun Sie hier?« Tor hielt inne und steckte sein Schwert zurück in die Scheide. Er sah sich in dem Turmzimmer um. Es schien, als ob der Ort schon mindestens eine Weile bewohnt war – fein säuberlich abgenagte Knochen von kleinen Hähnern lagen überall auf dem Steinboden herum, daneben schmutzige Lumpen, zwei kleine verkrustete Zinnschüsseln und eine halbleere Flasche mit irgendeiner dunklen Flüssigkeit.

Tor räusperte sich. »Was ist los? Können Sie nicht sprechen?« Der Mann hatte fettiges, hellblondes Haar und einen stoppeligen Bart in derselben Farbe. Er presste sich immer noch an die Wand, ließ dann aber abrupt seine Schultern sinken. Die Energie, die er für die Flucht zusammengerafft hatte, schien ihn verlassen zu haben.

»Wenn Sie nicht sprechen wollen, muss ich mir mit Ihnen das Feuer teilen.« Tor schob mit seinem Stiefel einen Haufen Lumpen beiseite, setzte sich vorsichtig auf den Boden und schlug die Beine übereinander. Als er seinen Weinschlauch herausholen wollte, kam ihm etwas in den Sinn. Wäre er nicht gezwungen, ihn mit dem Mann zu teilen? Er beschloss, ihn noch eine Nacht länger aufzusparen. Stattdessen nahm er seinen Rucksack ab und suchte darin nach seiner kleinen Reiseteekanne. Das Feuer war erbärmlich, aber mit einer Handvoll getrockneter Blätter, die er für diesen Zweck mitgebracht hatte, wurde es schon bald etwas heller. Das Wasser sollte damit zum Kochen zu bringen sein.

Der Mann starrte ihn noch immer an. Tor machte sich daran, etwas von seinem Wasservorrat in eine flache Blechschale zu kippen und in seiner Tasche nach einem der kleinen Teebeutel zu suchen, die er eingepackt hatte.

»Eboraner.« Die Stimme des Mannes erinnerte an ein verrostetes Scharnier und vermischte verschiedene Dialekte des Flachlands, die Tor gut kannte. Er fragte sich, wie lange es her war, dass der Mann überhaupt mit jemandem gesprochen hatte. »Blutsauger. Mörder.«

Tor räusperte sich und passte sich der Sprechweise des Mannes aus dem Flachland an. »Ach, so ist das also?« Er seufzte und lehnte sich zurück. »Ich wollte Ihnen gerade Tee anbieten, alter Mann.«

»Sie nennen mich alt?« Der Mann lachte. »Ausgerechnet Sie? Mein Großvater hat mir Geschichten über die Aaskriege erzählt. Ihr seid Blutsauger. Ihr fressst die Leute auf dem Schlachtfeld bei lebendigem Leib. Das hat mein Großvater mir erzählt.«

Tor musste wieder an sein Schwert denken. Genau genommen befand sich der Mann unerlaubterweise auf eboranischem Land.

»Ihr Großvater dürfte gar nicht mehr am Leben gewesen sein. Die Aaskriege liegen über dreihundert Jahre zurück.«

Keiner von ihnen war damals dabei gewesen, und doch taten sie alle so, als wäre es eine persönliche Beleidigung. Warum mussten sie die Erinnerung weitergeben? Über all die Jahre hinweg gaben sie die Geschichten weiter, so wie sie auch braune Augen und abstehende Ohren weitergaben. Warum konnten sie es nicht einfach vergessen?

»So war es nicht.« Tor stocherte in der Blechschale herum und ärgerte sich darüber, wie verkrampt seine Stimme klang. Plötzlich wünschte er sich, dass die Fenster nicht vernagelt wären. Er saß hier drinnen fest und musste den Gestank des Mannes ertragen. »Keiner wollte ... als Ygseril starb ... er hat uns immer versorgt und genährt. Ohne ihn

drohte der Tod unseres ganzen Volkes. Ein langsamer Übergang ins Nichts.«

Der Mann schnaubte belustigt. Erstaunlicherweise kam er jedoch zum Feuer hinüber und hockte sich hin.

»Ja, euer Baumgott ist gestorben und hat euer kostbares Elixier mitgenommen. Vielleicht hättet ihr damals alle sterben sollen, anstatt uns das Blut auszusaugen. Vielleicht hätte das passieren sollen.«

Der Mann ließ sich nieder und musterte Tor mit seinen dunklen Augen, als ob er irgendeine Art von Erklärung erwartete. Eine Erklärung für Generationen von Völkermord.

»Was machen Sie hier oben? Dies ist ein Außenposten. Kein Zufluchtsort für Landstreicher.«

Der Mann zuckte mit den Schultern. Unter einem Haufen Lumpen holte er eine fettverschmierte Silberflasche hervor. Er öffnete sie und nahm einen Schluck. Tor stieg der Geruch von starkem Alkohol in die Nase.

»Ich besuche meine Tochter«, sagte er. »War jahrelang weg. Ich habe Geld verdient und es dann wieder verloren. Zeit, nach Hause zu gehen und zu sehen, was los ist. Sehen, wer noch lebt. Meine Leute hatten eine Siedlung in den Wäldern westlich von hier. Ich kann wohl von Glück reden, wenn ihr Eboraner dort noch jemanden am Leben gelassen habt.«

»Ihr Volk lebt in einem Wald?« Tor hob eine Augenbraue. »In einem ruhigen, hoffe ich?«

Das schmutzige Gesicht des Mannes verzog sich zu einem halbseitigen Lächeln. »Nicht so ruhig, wie wir es gerne hätten, aber wo ist das jetzt schon noch so? Diese Welt ist vergiftet. Oh, wir haben dicke, starke Mauern, machen Sie sich da mal keine Sorgen. Oder zumindest ... hatten wir die damals.«

»Warum haben Sie Ihre Familie für so lange Zeit allein gelas-

sen?« Tor dachte an Hestillion. Das kaum hörbare Scharren der gelben Hausschuhe, der Duft von ihr, der seine Träume durchwehte. Traumwandeln war schon immer ihr besonderes Talent gewesen.

»Ach, ich war damals ein anderer Mann«, antwortete er, als ob das alles erklären würde. »Werden Sie mir mein Blut aussaugen?«

Tor blickte finster drein. »Wie Sie bestimmt wissen, war Menschenblut nicht der Segen, für den man es gehalten hat. Es gibt leider keinen wirklichen Ersatz für Ygserils Elixier. Diejenigen, die es übertrieben haben ... haben dafür gebüßt. Inzwischen gibt es Vereinbarungen. Absprachen mit den Menschen, um die wir uns kümmern.« Er setzte sich ein wenig aufrechter hin. Wenn er einfach zu einem anderen Wachturm gegangen wäre, könnte er jetzt seinen Wein trinken. »Sie werden entschädigt, und wir nehmen das Blut nur noch in ... kleinen Dosen zu uns.« Er sparte aus, dass es kaum eine Rolle spielte – die Blutpest kümmerte sich nur wenig darum, wie viel Blut man zu sich genommen hatte. »Es ist wirklich nicht hilfreich, wenn Sie versuchen, alles so erbärmlich klingen zu lassen.«

Da krümmte sich der Mann vor Lachen, schaukelte hin und her und klammerte sich an seine Knie. Tor schwieg und ließ den Mann gewähren. Er kümmerte sich wieder um die Zubereitung des Tees. Als das Lachen des Mannes zu einem leisen Schniefen verstummt war, holte Tor zwei Tonbecher aus seiner Tasche und hielt sie hoch.

»Werden Sie mit eboranischem Abschaum Tee trinken?«

Einen Moment lang sagte der Mann gar nichts. Sein Gesicht war unbewegt. Das wenige Wasser in der flachen Zinnschale war heiß, also goss Tor es in den Topf und über die verschrumpelten Blätter. Ein warmer, würziger Duft stieg

empor, der sich fast umgehend im säuerlich-schweißigen Geruch des Raumes verlor.

»Ich habe Ihr Schwert gesehen«, sagte der Mann. »Es ist ein schönes Schwert. Solche Schwerter sieht man heute gar nicht mehr. Woher haben Sie es?«

Tor runzelte die Stirn. Wollte der Mann andeuten, dass er es gestohlen hatte? »Es war das Schwert meines Vaters. Aus Winnow-geschmiedetem Stahl, wenn Sie es wissen müssen. Man nennt es den Neunten Regen.«

Der Mann schnaubte verächtlich. »Wir haben den Neunten Regen noch nicht erlebt. Der letzte war der Achte. Ich hätte gedacht, Sie würden sich daran erinnern. Warum nennen Sie es den Neunten Regen?«

»Das ist eine lange und komplizierte Geschichte, die ich nicht mit irgendeinem Menschen teilen möchte, der mich bereits mehr als einmal beleidigt hat.«

»Ich sollte Sie töten«, sagte der Mann leise. »Ein Eboraner weniger. Das würde die Welt für meine Tochter sicherer machen, nicht wahr?«

»Sie können es gerne versuchen«, sagte Tor. »Ich glaube allerdings, dass es besser für sie gewesen wäre, ihren Vater in jungen Jahren bei sich zu haben, um ihre Welt sicherer zu machen.«

Das ließ den Mann verstummen. Als Tor ihm den Tee reichte, nahm er ihn entgegen und nickte, vielleicht aus Dank oder Zustimmung. Sie tranken schweigend, und Tor beobachtete die schwarzen Rauchschwaden, die sich unter der Decke kräuselten und durch einen Spalt entwichen. Schließlich legte sich der Mann auf seiner Seite des Feuers hin, mit dem Rücken zu Tor. Dieser nahm an, dass man von einem Menschen wohl nicht mehr Vertrauen bekommen konnte. Er zog seine eigene Bettrolle heraus und machte es sich auf dem

steinigen Boden so bequem wie möglich. Er hatte noch einen weiten Weg vor sich und wahrscheinlich würden ihn auch noch schlimmere Orte zum Schlafen erwarten.

Tor erwachte in stickiger Dunkelheit. Nur ein feiner, grauer Lichtstreifen am Rand des Fensters verriet ihm, dass der Morgen dämmerte. Der Mensch schlief noch immer neben der Glut des Feuers. Tor raffte seine Sachen zusammen, bewegte sich so leise wie möglich und blieb schließlich über den Mann gebeugt stehen. Die Falten in seinem Gesicht sahen unglaublich tief aus, als hätte er schon tausend Leben gelebt anstatt der lächerlich kurzen Zeit, die man den Menschen zugestand. Er fragte sich, ob der Mann seine Tochter wiedersehen würde oder ob er überhaupt eine Tochter hatte. Würde sie ihn noch kennen wollen? Manch abgebrochene Bande ließen sich nicht wieder kitten. Ohne groß darüber nachzudenken, nahm er ein Päckchen Tee aus seinem Rucksack und legte es neben den ausgestreckten Arm des Mannes, wo er es bemerken würde, sobald er aufwachte. Zweifellos würde der Tee ihm besser bekommen als die gefährliche Substanz in seiner Silberflasche.

Draußen erhellt ein schwaches Licht aus dem Osten die Welt, und sein Atem bildete eine Wolke, als er dieses Mal die Stufen auf der anderen Seite der Mauer hinunterging. Er versuchte, sich darüber zu freuen – schließlich ging er damit über die Grenze von Ebora hinaus, und das für immer. Aber sein Rücken war steif von der Nacht auf den kalten Steinen, und alles, woran er denken konnte, war, wie froh er sein würde, die Mauer nicht mehr sehen zu müssen. Seine Träume waren von halb verdeckten, aus rotem Stein gemeißelten Gesichtern heimgesucht worden, von denen er

wusste, dass sie im Inneren hohl und verrottet waren. Das hatte nicht gerade für einen erholsamen Schlaf gesorgt. Dichter, tiefgrüner Wald bedeckte die andere Seite der Mauer. Er hatte sich wie eine Flutwelle bis an die Steine herangepirscht. Schnell verlor sich Tor in diesem Wald, und als die Mauer außer Sichtweite war, spürte er, wie die Anspannung aus seinem Körper wich. Sein stetiger Aufstieg würde ihn zu den Ausläufern des Tarahüttengebirges und von dort aus direkt zum westlichen Pass führen.

Um die Mittagszeit wurden die Bäume lichter und der Boden felsiger. Tor drehte sich um und wurde vom Anblick Eboras, das sich unter ihm ausbreitete, wie ein mondsüchtiger Hase erfasst. Die verfallenen Gebäude der äußeren Stadt waren staubgrau und zerstört, die Straßen kaum mehr als Kinderzeichnungen im Dreck. Bäume und Gestrüpp hatten die Gehwege überwuchert und schimmerten wie dunkle Wunden des Bösen, während über dem fernen Palast die stille Gestalt Ygserils wie ein silbernes Gespenst wirkte, dessen kahle Äste am Himmel kratzten.

»Warum hast du uns verlassen?« Tor leckte sich über die Lippen, sein Mund war plötzlich trocken. »Siehst du überhaupt, was du getan hast? Siehst du es?«

Der Baumgott war so tot wie der Leichenmond, der am Himmel über ihm hing und schwieg. Tormalin der Schwurlose wandte dem großen Baum den Rücken zu und ging in der aufrichtigen Hoffnung davon, Ebora nie wieder sehen zu müssen.